

Gabriele Pohl

Familienkultur entwickeln

Aufgaben und Möglichkeiten einer Kulturpflege in der Familie und Institution

Inhaltsverzeichnis

- 1 Einleitung
- 2 Familie im Wandel
- 3 Erüben neuer Sozialfähigkeiten
- 4 Familie als Schutzraum
- 5 Gefühlskultur entwickeln
- 6 Künstlerisch handeln
- 7 Anregung einer neuen Familienkultur
- 8 Die potentiellen Aufgaben der Familie und die der Institutionen
- 9 Warum die Elternarbeit in den Erziehungsinstitutionen immer wichtiger wird
- 10 Kinder brauchen Rhythmus und Rituale
- 11 Feste feiern
- 12 Literaturverzeichnis

Gabriele Pohl

Familienkultur entwickeln

Aufgaben und Möglichkeiten einer Kulturpflege in der Familie und Institution

Experiment Familie

Faden um Faden
knüpfst du ein Netz

feinmaschig
zwischen Himmel und Erde
Neulinge aufzufangen
ihren Sturz zu mildern
Faden um Faden
zauberst du Rückhalt
im leeren Raum
für den Blindflug ins Leben

Annemarie Schnitt

1 Einleitung

Das traditionelle Bild der Familie hat sich gravierend verändert. Längst ist darunter nicht mehr nur die lebenslange Gemeinschaft von Vater und Mutter und deren Kindern zu verstehen. Das Eheversprechen ist kein Garantieschein mehr für eine dauerhafte Bindung. Verschiedenste Formen des Zusammenlebens scheinen möglich, immer neue Optionen, Wahlmöglichkeiten, Entscheidungsspielräume entstehen. In einer einzigen Biographie können sich verschiedene Lebensmodelle verwirklichen: vom Single-Dasein zur Kleinfamilie, nach der Trennung alleinerziehendes Elternteil, danach die Patchworkfamilie, am Ende die offene Beziehung mit einem gleichgeschlechtlichen Partner. Ist das tradierte Familienmodell

ein Auslaufmodell geworden? Trotz der verschiedenen Lebensformen, die es heute gibt: in der Regel werden sie alle von dem Wunsch nach dauerhaften Bindungen bestimmt.

Ungebrochen ist die Sehnsucht nach dem Zusammenleben. Die allermeisten Menschen wünschen sich immer noch eine Gemeinschaft, in der gegenseitige Verantwortung, Nähe, Geborgenheit und Fürsorge waltet. Das Single – Dasein wird meist als Übergangsstadium betrachtet, zumindest bei jungen Menschen.

Wenn in diesem Aufsatz von Familie gesprochen wird, so soll insofern der Begriff nicht nur verstanden werden als die herkömmliche Vater - Mutter - Kind - Einheit, sondern im weitesten Sinne definiert als intime Lebensgemeinschaft, die die Sorge um die nächste Generation miteinbezieht. Es bleiben- wie immer die Familie auch aussehen mag- als wesentliche Faktoren bestehen: der Aspekt der Beziehung, der der Intimität und die Tatsache, dass eine Lebensgemeinschaft gemeint ist, die mehrere Generationen umfasst.

Der Anspruch an die Familie ist hoch und die Erwartungen können häufig nicht eingelöst werden. Viele Familien bröckeln auseinander, konstellieren sich unter Umständen neu oder bleiben zerrissen, zum große Leid vor allem der betroffenen Kinder. Dennoch sucht man das Versagen nicht am Modell Familie an sich, sondern beim Einzelnen, meist beim Partner, der die Erwartungen, die man an die Lebensgemeinschaft hatte, nicht erfüllen konnte.

Warum halten wir an diesem - offenbar immer schwerer lebbaren - Modell gerade heute nach wie vor fest? Welche Vorteile versprechen wir uns, welche Lernfelder suchen wir hier, welche Sehnsüchte verbinden wir damit?

Familie ist keineswegs ein Auslaufmodell, bei allen Schwierigkeiten. Insbesondere für die heranwachsenden Kinder bleibt der Lebenszusammenhang innerhalb der Familie unabdingbar.

„Der westliche Individualismus ist als gesellschaftliche, politische und kulturelle Struktur auf Dauer nur möglich, wenn Kinder und Jugendliche in einer einigermaßen intakten sozialen Nähebeziehung aufwachsen, die soziale und intellektuelle Kompetenzen so vermitteln, dass ein tiefes emotionales Erleben möglich, die Erfahrung von Geliebtwerden um seiner selbst willen gemacht wird.“

So der Sozialwissenschaftler Udo Di Fabio. (Die Kultur der Freiheit, S.135)

Wenn die alten Familienmodelle nicht mehr tragfähig sind, welche Fähigkeiten brauchen wir dann heute, um das gemeinschaftliche Leben in der Familie befriedigend zu gestalten und uns daran weiter zu entwickeln? Wie könnten die unterstützenden Funktionen aussehen, die von Kindergärten, Horten und Schulen eingenommen werden müssten? Diese Fragen sollen uns im Weiteren beschäftigen.

2 Familie im Wandel

Um die Familie als Institution zu verstehen, die sich den gesellschaftlichen Realitäten anpasst und anpassen muss, müssen wir einen Blick in die Vergangenheit werfen.

Wenn wir heute Fragen der Lebensgestaltung bewegen, vor allem im Hinblick auf das enge Zusammenleben mit anderen, wie es in einer Familie gegeben ist, sind wir in einer ganz außerordentlichen Situation, die es so wohl noch nie in der Menschheitsentwicklung gegeben hat. Noch nie waren wir so frei, und das gilt in hohem Maße gerade für die Frauen, unser

Leben selbst zu bestimmen - sieht man einmal davon ab, dass der Arbeitsmarkt uns allen in anderer Hinsicht Grenzen setzt.

Man muss nicht sehr weit in die Vergangenheit schauen, um den enormen Paradigmenwechsel bei der Definition von Ehe und Familie zu konstatieren.

Bis ins 18. Jahrhundert kann die vorherrschende Form, wie Familie gemeint war, als Wirtschaftsgemeinschaft bezeichnet werden. Ehen wurden von den Vätern beschlossen, ihr Zweck bestand darin, das Erbe zu bewahren. Existenzsicherung stand im Vordergrund und der Erhalt der Generationenabfolge. Zuneigung und persönliches Wohlbefinden standen nicht zur Debatte.

Nahm die eheliche Gemeinschaft im Verlaufe auch immer mehr den Charakter einer Gefühlsgemeinschaft an, so stand die Versorgung und Arbeitsteilung noch am Ende des 19. Jahrhunderts im Vordergrund. Die Frau brauchte keinen Beruf zu erlernen, sondern eignete sich hausfrauliche Tugenden an, widmete sich ansonsten im Stand der Ehe der Haushaltsführung und Kindererziehung, der Mann sorgte für die finanzielle Absicherung. Mann und Frau lebten damals häufig in mehr oder weniger getrennten Welten, der Bestand der Ehe stand im Vordergrund. Der Zusammenhalt entsprang vor allem dem Wissen der gegenseitigen Abhängigkeit.

Wenn sie nicht gerade einen Familienbetrieb zu unterhalten hatten, waren Paare Mitte des vorigen Jahrhunderts bei der Bewältigung ihres jeweiligen Alltags kaum auf einander angewiesen. Sie lebten oft nebeneinander her und vermieden Auseinandersetzungen. Obgleich es in der Regel Liebesheiraten waren, wandelten sie sich doch häufig um in Zweckgemeinschaften mit klar definierten Rollen, der Mann verdiente das Geld, die Frau versorgte Haushalt und Kinder, die Ehe sollte aus Konvention unbedingt aufrechterhalten werden, unabhängig von der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit in der Beziehung. Scheidungen waren Ausnahmen und gesellschaftlich geächtet. Gefühle wurden nicht thematisiert, eher herrschte insgesamt Sprachlosigkeit vor, da, wo es nicht um Alltagsabläufe ging. (Was aber nicht heißt, dass es damals nicht auch erfüllte, befriedigende und harmonische Beziehungen gegeben hat.)

Einen deutlichen Umschwung gab es vor knapp 50 Jahren. Die Ansprüche, die man an ein Leben zu zweit und innerhalb einer größeren Lebensgemeinschaft stellte, waren hoch. Völlig neue Erziehungsmodelle wurden diskutiert, Gleichberechtigung, Sexualität, Empfängnisverhütung, alle diese Themen brachten das tradierte, bis dahin gültige Modell ins Wanken, das Leben in der Begrenztheit der Familie wurde generell in Frage gestellt.

Damals war es für eine Frau - gehörte sie der rebellischen Studentenbewegung an - fast anstößig, trotz Ausbildung zu Hause bei den Kindern zu bleiben, während der Mann arbeiten ging. (Den umgekehrten Fall des Hausmannes mit berufstätiger Frau gab es damals allerdings auch nicht.)

Damals wie heute musste man einen solchen Lebensentwurf schon rechtfertigen. Eine so genannte normale Familie zu gründen, was zuvor für alle Generationen üblich war, galt plötzlich als reaktionär. Die 68er Generation war es, die sich gegen die bestehenden starren Strukturen, den kleinbürgerlichen Mief, gegen die tradierten Werte, die hohl und leblos erschienen, und eben auch besonders innerhalb der Familien manifest waren, vehement zur Wehr gesetzt hat. Mit der Zeit hat sich das - nachdem man häufig an den eigenen hohen Ansprüchen, die man an Wohngemeinschaften und andere alternative Lebensformen hatte,

scheiterte - wieder etwas nivelliert. Aber der Anspruch blieb nach einer Lebensgemeinschaft, die sich durch Unabhängigkeit und Partnerschaftlichkeit auszeichnet, in der persönliche Autonomie und Gemeinschaft wichtig sind und dieser Anspruch hat sich in der Folge auf weitere Kreise der Bevölkerung ausgedehnt.

Ökonomische Aspekte spielten hierbei eine nicht unerhebliche Rolle, die Frauen wurden schließlich nach dem Krieg als Arbeitskräfte gebraucht, dadurch hat die berufstätige Frau, auch wenn sie weiterhin Haushalt und Familie zu versorgen hatte, in weiten Kreisen der Bevölkerung Akzeptanz gefunden. Ökonomische Notwendigkeiten und das In Frage stellen der tradierten Rolle der Frau und der bis dahin gültigen Lebensmodelle gingen hier Hand in Hand.

Die traditionell geführte Ehe als gesellschaftlich getragenes Modell der gegenseitigen Versorgung war nur noch eines unter anderen und wurde vor allem von den Frauen, die sich nicht mehr mit der Rolle des Hausmütterchens zufrieden geben wollten, in Frage gestellt. Frauen wurden ökonomisch unabhängiger und damit entwickelten sie ein anderes Selbstbewusstsein. Die Ehe ist nun nur noch eine Wahlmöglichkeit unter anderen Lebensformen. Ihr Wert ist im Wesentlichen abhängig davon, wie wohl sich die Eheleute miteinander fühlen. Der Anspruch an den Partner und an die Familie ist hoch.

Heute ist es keineswegs mehr anstößig für eine junge Frau oder einen jungen Mann sich für ein Leben ohne Partner und Kinder zu entscheiden, ebenso wenig sind Scheidungen eine Schande (das waren sie aber durchaus noch vor 60 Jahren), Patchworkfamilien sind ebenso üblich wie gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften.

Inzwischen zählen die Soziologen etwa 30 verschiedene Varianten an Lebensformen in unserer Gesellschaft. Allen ist gemeinsam, dass sie nicht mehr amtlich oder gar kirchlich absegnet sein müssen.

Unabhängig davon, wie die Lebensform aussieht, die man sich gewählt hat, das Zusammenleben wird meist gesucht als Schutz- und Schonraum vor einer unwirtlich, fremd gewordenen Welt, als Gegenentwurf zum äußeren Konkurrenzkampf, zu Zeitdruck, erlebter Einsamkeit, zu zweckrationalem Verhalten und Karriereverpflichtung. Der Glücksanspruch, der ausgesprochen oder unausgesprochen hinter der Suche nach dem Zusammenleben steht, ist hoch. Die Bedeutung, die der Kinderwunsch in diesem Zusammenhang gewinnt, ebenso. Kinder sollen nicht mehr in erster Linie Garanten für die Versorgung im Alter sein oder das Erbe sichern. Heute stehen sie insbesondere für die Hoffnung nach dem ganz anderen, natürlichen Leben, in dem, anders als in der technisierten, wissenschaftlichen, kalten Wirklichkeit „draußen“, elementare menschliche Bedürfnisse erfüllt werden sollen, die Hoffnung nach einer Gefühlswelt, die Zärtlichkeit, Hinwendung zum anderen, Nähe, Offenheit und Zeitlosigkeit, Geduld, Gelassenheit und Fürsorglichkeit ermöglicht.

Das „Leiden am sinnlosen Leben“, ist nach dem Psychotherapeuten Victor Frankl zum vorrangigen seelischen Problem der Gegenwart geworden. Diese Leiden soll vielfach das Familienleben kurieren. Dass an diesem hohen Anspruch viele Familienleben scheitern müssen, vor allem, weil die Motivationen unbewusst bleiben, ist abzusehen.

„Wo der Lebenslauf nicht mehr Schicksal ist, sondern eher ein Möglichkeitsraum, da werden neue Fähigkeiten, Verhaltens- und Denkmuster verlangt.... Das Leben (...) wird zur gestalteten Aufgabe, zum individuellen Projekt.“

(E.Beck-Bernstein, Was kommt nach der Familie?, München 2000, S. 61)

Das ist ein hoher Anspruch, der hier formuliert wird, und die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben sind erheblich. Das, was man erhofft, ergibt sich eben nicht allein aus der Tatsache, dass man eine Familie gegründet hat und gewillt ist, den Partner zu lieben und zu ehren. Um Familie in der gewünschten Weise gestalten zu können, braucht es einen sehr bewussten Umgang mit den eigenen erlebten Ursprungsfamilien. Denn, wenn die Familie den individuellen Bedürfnissen des Einzelnen gerecht werden soll, ist das erwachsene Familienmitglied aufgerufen, neue Formen dafür zu finden.

Die erlebten Traditionen spielen somit eine immer geringere Rolle, das Wissen über Eheführung und Kindererziehung, das früher von Generation zu Generation weitergegeben wurde, ist nicht mehr gefragt, Formen und Rituale sind erst einmal verloren gegangen oder sollen jedenfalls nicht mehr ungeprüft übernommen werden.

Wir sind in unserer Lebensführung in eine Freiheit entlassen, die uns ins Chaos führen kann, die gleichzeitig aber eine ungeheure Chance in sich birgt, völlig neue, individualisierte Lösungen für unsere Lebensgestaltung zu finden, die dem heutigen Menschen gemäß sind. Wir sind aus der Naturnotwendigkeit entlassen, Familie zur Befriedigung unserer elementaren Bedürfnisse zu brauchen, wir machen uns nicht mehr zu gesellschaftlichen Außenseitern, wenn wir nicht in einem Familienverband leben. Ehe und Partnerschaft ist keine soziale und moralische Notwendigkeit mehr, sondern persönliche Wahl; zumindest gilt das für unseren Kulturkreis.

3 Erüben neuer Sozialfähigkeiten

Wenn wir dennoch das Zusammenleben in einer - wie immer strukturierten - Familie suchen, so tun wir das heute aus freien Stücken. Wollen wir das als Chance ergreifen, wollen wir eigenverantwortlich unsere Zukunft miteinander gestalten, so brauchen wir ganz neue Fähigkeiten, die es erst zu entwickeln gilt. Und das gilt insbesondere da, wo Kinder zu erziehen sind. Gerade da besteht eine ungeheure Chance für jeden innerhalb des geschützten Rahmens, den die Familie bietet, ganz neue Seelenqualitäten zu entwickeln.

Wir müssen uns einerseits neue Werte und Prinzipien erarbeiten, wir sind stärker aufgerufen, Selbsterkenntnis anzustreben und müssen soziale Fantasie entwickeln.

Die alten Gesellschaftsformen haben den Menschen getragen, aber auch eingeengt. Der Mensch wurde vor allem durch seine Rolle (als Ehepartner, Vater, Lehrer, Meister etc.) definiert. „Das tut man nicht“ ist heute nichts mehr, worauf man sich als Erziehender berufen

kann. Wir haben selbst zu verantworten, wie Erziehung auszusehen hat. Die uns anvertrauten Kinder stellen uns heute zunehmend die Frage: „Wer bist du?“ Wir sind als Individualitäten gefragt. Wir können uns auf nichts anderes mehr berufen als auf uns selbst, wollen wir glaubwürdig sein. Mehr denn je wird Selbsterziehung wesentlich.

Die Frage könnte auch lauten: Bist du echt? Glaubst du, was du sagst? Bist du so, wie du dich gibst? Kinder und Jugendlichen scheinen gerade heute einen besonderen Sinn für Echtheit entwickelt zu haben. Jacques Lusseyran nennt das „moralisches Hören“: Spricht sich das Ich aus hinter dem, was der Mensch sagt?

Durch alle Masken hindurch, Masken der Konvention, der Rolle oder der selbst aufgebauten Schein-Identität hindurch wird das Ich des anderen gesucht. Der andere wird danach überprüft, ob er in seinem Verhalten transparent für sein eigentliches Wesen ist. Jede Form von Lüge, und sei es auch nur eine wie: „Ich bin die ewig gleichmütige Mutter, freundlich und aufopfernd, ganz und gar für meine Familie da“, ist verheerend für die Entwicklung der Kinder. Der Wille, dem Ich des anderen zu begegnen, stößt dann ins Leere. Kinder sehnen sich nach der Wahrnehmung von Menschen, nicht von Masken. In meiner kindertherapeutischen Praxis sind die Eltern immer wieder erstaunt, weil ich über gut gehütete Familiengeheimnisse Bescheid weiß, die ich durch die Bilder der Kinder oder durch ihre Spiele erfahre. Kinder lassen sich nicht täuschen, sie durchschauen jede Form von Falschheit.

In dem Maße, in dem wir uns nicht mehr hinter Gesellschaftsnormen und Konventionen verschanzen können und müssen, können wir uns als die geben, die wir sind. In dem Maße, indem wir uns als Individualität begreifen und nicht danach schauen, was gesellschaftlich opportun ist, was andere von uns erwarten, dringen wir zu unserem eigentlichen Wesen durch. Da das im beruflichen Alltag so schwierig ist, weil wir schutzloser werden, angreifbarer, ist der erste Schritt auf dem Weg da zu gehen, wo der entsprechende Schutz gewährleistet ist: innerhalb der Familie.

Damit ist eine gründliche gedankliche Auseinandersetzung mit Werten und Zielen, die mein Leben, das Zusammenleben und die Erziehung der Kinder bestimmen sollen, keineswegs unwesentlich geworden, es verlangt allerdings, dass ich nichts, was ich einmal gelesen habe und was mir wahr dünkt, einfach übernehmen kann, sondern ich muss es mir wirklich zu eigen gemacht haben, ich muss meinen ganz eigenen Standpunkt dazu gefunden haben.

Heute wird vielfach behauptet, die Jugend hätte keine Ideale mehr. Blicken wir noch einmal zurück in die jüngere Vergangenheit, zur Generation der 68er: Sie hatte Ideale, große Ideale: sie wollte die Welt verändern, die jungen Menschen haben von der Gleichheit aller Menschen geträumt und davon, dass endlich die Menschen auf der Erde friedlich zusammenleben könnten. Die Ziele waren weit gesteckt, aber haben sie nicht in erster Linie von *anderen* eine Veränderung gefordert, vom Staat, von der Gesellschaft, vom Unternehmer? Wenn mir heute eine 20-Jährige sagt, sie bemühe sich jeden Tag, ein guter Mensch zu werden oder ein junger Mann erklärt, sein Lebensziel sei es, dass es einem oder zwei Menschen auf der Welt durch ihn besser gehen möge, so hört sich das vielleicht nicht gerade umwälzend an, sind diese jungen Menschen nicht aber näher an ihrem eigentlichen Wesen dran und ist es nicht vielleicht das, was heute zunehmend Not tut: an sich selbst zu

arbeiten, sich frei machen von unseren egoistischen Neigungen, in der Hinwendung zum anderen Menschen?

Wenn wir unsere Angst verlieren vor uns selbst, können wir authentisch werden und uns als der zeigen, der wir sind mit unseren Schwächen und Unvollkommenheiten, aber auch in unserer Suche und Anstrengung. Das wird unser Bemühen, an uns selbst zu arbeiten und uns zu vervollkommen eher befördern, weil es unendlich viel Kraft kostet, den Schein zu wahren, Kraft, die uns dann zur Verfügung steht für das Wesentliche.

„Der moderne Mensch will nicht ein Ideal verwirklichen, sondern sich selbst.“
(Schneider, Vom Sinn und Wert der Lebenskrisen, S. 89)

Das ist nicht einfach, es macht uns angreifbar, wenn wir die schützende Hülle der Konventionen verloren haben, sind wir erst einmal wund. Wir sind dadurch leichter zu verletzen, aber auch empfindsamer, offener und empfänglicher für Wahrhaftiges. Wir sind damit auch stärker mit der Welt verbunden.

In der Pubertät braucht der junge Mensch, weil er so verwundbar ist, den äußeren Schutz, er schafft ihn sich oft, indem er sich an die peer-group anpasst durch sein äußeres Erscheinungsbild und sein Gehabe. Auch er verschanzt sich hinter Konventionen, auch wenn es nicht die gesellschaftlich anerkannten sind, sondern die seiner Gruppe. Müssen wir als Erwachsene nicht ein solches Verhalten überwunden haben und bereits deutlich zu unserem wirklichen Sein durchgedrungen sein?

Wir stehen heute an einer bedeutsamen Schwelle in der persönlichen Entwicklung ebenso wie gesamtgesellschaftlich gesehen. Wir müssen eigene Begrenztheiten überwinden, auch Begrenztheiten, die bisher Halt gaben, wie sie eine wie immer geartete Gruppe darstellt, dadurch, dass wir uns als Individualität der anderen Individualität zuwenden, uns nicht mehr hinter Titeln, Masken oder Zugehörigkeiten verbergen. Wir müssen in der Begegnung am anderen aufwachen. Wenn uns das nicht gelingt, bleiben wir in primitiven Egoismen stecken. Wir sehen das am deutlichsten, wenn an das Zusammenleben der Kulturen in der heutigen Gesellschaft denken. Solange wir uns hinter religiösen, politischen und kulturellen Zugehörigkeiten verschanzen, werden wir ein lebendiges Zusammenleben miteinander unter Berücksichtigung des anderen Seins und Wollen nicht verwirklichen können, es wird uns nur gelingen in der offenen Begegnung von Mensch zu Mensch.

4 Familie als Schutzraum

Die Familie ist die kleinste soziale Einheit, deren Mitglieder unlösbar miteinander in Beziehung stehen. Familie hat eine gemeinsame Vergangenheit und schafft sich eine gemeinsame Zukunft. Im besten Falle stellt Familie einen Schutzraum dar, indem sich jedes Mitglied zu dem bekennen kann, was es ist und wohin es sich entwickeln will. Dabei bekommt es Hilfe von den anderen Mitgliedern der Familie, sei es in der Spiegelung seines

Verhaltens, in der fruchtbaren Auseinandersetzung mit dem anderen, in dem Anspruch, den der andere an mich richtet.

Der Mensch ist ein sich lebenslang entwickelndes Wesen. Aber nicht wenige Ehen gehen gerade deshalb auseinander, weil der eine Partner vom anderen wünscht, er möge wieder so sein, wie er am Anfang der Beziehung war. Jürg Willi, Chefarzt an der psychiatrischen Poliklinik, Zürich:

„Jeder von uns braucht jemanden, der ihn herausfordert. Schief geht es in einer Beziehung eher deshalb, weil sich die Partner nicht genügend Widerstand entgegensetzen. Man wählt einen, der den eigenen Ausweichtenden einen Riegel vorschiebt, der einem etwas abfordert, mit einem ringt und kämpft.“

Es kommt darauf an, für das Eigenwesen des anderen zu erwachen und dessen Verwirklichung in seiner Biographie zu begleiten, ihn auch bei Um- oder Abwegen nicht im Stich zu lassen, mit ihm Geduld zu haben, aber ihn gleichzeitig in Treue zu seinem Wesenskern anzuregen und herauszufordern. Dieser Vorgang ist natürlich ein gegenseitiger, ein geistiger Befruchtungsvorgang.

Auch das Kind, insbesondere der Jugendliche braucht, vor allem in Krisensituationen, vom Erwachsenen die Treue zu dessen Wesenskern, nicht im Sinne eines „Gewähren - lassens“, sondern gerade da, wo ich nah am Wesenskern des anderen sein darf, habe ich auch die Aufgabe, immer wieder die Frage zu stellen (Und mir selber stellen zu lassen): Bist du dir selber noch treu?

Für diese Frage brauche ich gerade den anderen Menschen, der mir einerseits den Spiegel vorhält, mir aber auch Mut macht und Misserfolge mitträgt. Das alles gelingt nur, wenn ich mich schutzlos zeige, ohne Maske, nur dann, wenn ich mich dem anderen offenbare wie ich bin, nicht nur meine schönen Seiten, sondern auch meine Schattenseiten. Darin liegt unsere Chance, die Chance des modernen Menschen: Zu dem zu stehen, der man ist und der man werden will, losgelöst von Konventionen und Schablonen, da kann der andere eine Hilfe sein, zum eigentlichen Wesen vorzudringen. Dazu müssen wir die Angst überwinden, die Angst vor dem eigenen Schatten (C. G. Jung), dem ich mich zu stellen habe und die Angst davor, sich dem andern auszuliefern. Ich kann nie sicher sein, dass meine Offenheit mit der gleichen Offenheit beantwortet wird, ich zeige mich schutzlos und werde verwundbar. Das ist der Preis, den ich dafür zu zahlen habe. Gerade die Jugendlichen sind so sehr darauf angewiesen, in ihrem eigenen Ringen, bei ihren eigenen Fragen Menschen zu begegnen, die kein unangreifbares Ideal darstellen, sondern Menschen, die sie in ihrem täglichen Bemühen erleben können um die Verwirklichung ihrer Ideale. Um Treue zu sich selbst entwickeln zu können, brauchen sie das Erleben des Bemühens des Anderen.

Nun ist es einfach zu sagen: ich erkenne dein eigentliches Wesen. In der ersten Begegnung mit einem anderen Menschen kann man oftmals ein erstes Aufblitzen dieser Erkenntnis des zutiefst Eigenen des anderen erleben. Aber dann fängt erst die eigentliche Aufgabe an. Wenn ich an diesem Punkt nicht anfangen, zu üben, wird sich immer wieder ein Vorstellungsbild dazwischen schieben, zwischen den anderen Menschen und mich, es stellt sich im wahrsten Sinne des Wortes davor und verdeckt das eigentliche Wesen des anderen. Deshalb müssen wir

uns darin üben, den anderen wahr-zu-nehmen. Auch in diesem Wort steckt ja darin, worum es geht: weder mein eigenes Bild, das ich mir von ihm gemacht habe, zu sehen, noch mich von den Masken, die der andere trägt, täuschen zu lassen, sondern mir das, was wahr ist, erfahrbar zu machen.

Wenn ich mich um die Erkenntnis des anderen bemühen will, braucht es als Vorbedingung jedoch eines: ich muss Selbsterkenntnis pflegen. Wenn meine Angst zu groß ist, mich mit dem eigenen Schatten zu beschäftigen, wenn ich ihn nicht sehen will, projiziere ich unbewusst meine eigenen Schattenseiten in die Außenwelt, auf den anderen Menschen. Dadurch sehe ich weder mich selbst, noch den anderen. Gefährlich ist das vor allem deshalb, weil es erst einmal unbewusst bleibt. Den Schatten, dessen Projektion auf den anderen mir in seinem störenden Verhalten entgegenkommt, kann ich aber nur in mir selber bekämpfen. Auf dem Weg der Selbsterkenntnis müssen wir uns zu unserem Schatten bekennen, ihn annehmen und daran arbeiten.

Das gilt für den Partner ebenso wie für das Kind, das ich zu erziehen habe, das gilt für Vater und Mutter, aber ebenso für die Erzieherin oder den Lehrer. Pestalozzi, der seiner Zeit weit voraus war, hat schon vor mehr als 200 Jahren formuliert:

„Es ist ferne von uns, aus euch Menschen zu machen, wie wir es sind. Es ist ferne von uns, aus euch Menschen zu machen, wie die Mehrheit unserer Zeitmenschen ist. Ihr sollt an unserer Hand werden, wie eure Natur will, wie das göttliche, das Heilige, das in eurer Natur ist, will, dass ihr Menschen werdet.“

Das bedeutet - auf die Kinder bezogen- einerseits, den anderen als Individualität wirklich wahrzunehmen, aber auch sich um individuelle Lösungen bei der Erziehung der einzelnen Kinder zu bemühen. Schema F ist heute weniger denn je angesagt.

Wenn ich nicht das ganz individuelle Wesen des Kindes versuche zu verstehen, kann ich ihm nicht gerecht werden. Schablonenhaftes Verhalten, auch da, wo man vermeintlich „gerecht“ sein will, hilft nicht weiter. Alle noch so gut gemeinten Ratgeber, die Pauschalantworten auf Erziehungsprobleme anbieten, sind wenig hilfreich. Nur da, wo der Erziehende aus der konkreten Situation heraus handelt und dabei das individuelle Kind im Blick hat, kann Erziehung gelingen. Es wäre allerdings ein fatales Missverständnis, wenn man ein solches Erziehverhalten mit Beliebigkeit oder Willkür verwechselte, oder mit einer Haltung des beliebigen Gewähren-lassens, vor lauter Angst, dem Kind Gewalt anzutun. Umso mehr hat es aber mit Achtsamkeit zu tun und mit einem Erziehverhalten, das Jesper Juul als „Gleichwürdigkeit“ bezeichnet.

5 Gefühlskultur entwickeln

Als Sozialfähigkeit müssen wir außerdem eine neue Gefühlskultur entwickeln. Gefühl meint im Sinne einer durch einen Erkenntnisvorgang verwandelte Empfindung.

Wie schnell schieben wir eine Empfindung beiseite, ohne sie richtig wahrgenommen zu haben und setzen an die Stelle ein Verhalten, das ein der Situation scheinbar angemessenes ist. Ich kann aber nur da Selbsterkenntnis erreichen, wo ich mir meiner wahren Empfindungen bewusst bin. Um nicht falsch verstanden zu werden: es geht nicht darum, seine Empfindungen und Emotionen einfach auszuleben, sondern darum, sie zu kennen und sie nicht zu verleugnen. Es ist alle Mal auch für ein Kind besser zu ertragen, wenn die Mutter oder der Vater, weil er seine Ungeduld oder seinen Ärger erkennt, dazu steht, nicht indem er diese negativen Gefühle an seinen Kindern auslässt, aber indem er sich beispielsweise ein paar Minuten für sich nimmt, um durchzuatmen, sich zu sammeln und in Ruhe zu bedenken, woraus die Situation entstanden ist und wie sie sinnvoll aufzulösen ist, um dann wieder den Kindern in angemessener Weise und echter positiver Gefühlshaltung begegnen zu können, anstatt ihnen eine aufgesetzte Milde zuzumuten, unter der die Kinder die nur mühsam zurückgehaltene Wut spüren.

Um Familie leben zu können, brauchen wir auch soziale Fantasie.

Wir müssen unsere kreativen Möglichkeiten entdecken lernen. Schiller beschreibt in den „Ästhetischen Briefen“ drei grundsätzliche Tendenzen, die im sozialen Leben wirksam werden: den Formtrieb, durch den der Mensch an Gesetz, Konvention, an äußere Bedingungen gebunden und somit unfrei ist, den Stofftrieb, bei dem der Mensch an die Gesetze der Natur gebunden ist, damit auch unfrei ist und als drittes den Spieltrieb, als die höchste Möglichkeit, schöpferisch tätig zu werden. Hier ist der Mensch frei, etwas Einmaliges und Persönliches zu schaffen, sei es in einem Kunstwerk, aber ebenso in seiner Sozialgestaltung. Daher spricht der Künstler Joseph Beuys auch von der „sozialen Plastik“.

„Geist tritt in der Psyche als Kreativität in Erscheinung.“
(Bernard Lievegoed)

Das meint natürlich nicht, in der Lage zu sein, besonders kreative Bastelstunden mit den Kindern zu veranstalten, sondern es bedeutet vor allem geistesgegenwärtig zu sein und zu handeln. Wenn kleine Kinder heute zunehmend Schwierigkeiten haben, nachahmend tätig zu werden (was unter Entwicklungspsychologen als wesentliche Voraussetzung für die seelische und geistige Entwicklung gilt), so liegt das vor allem daran, dass sie in ihrem Umfeld zu wenig Menschen erleben können, die sich ganz mit ihrem Tun verbinden. Zu vieles wird nebenher erledigt und man ist innerlich bei ganz anderen Dingen. Wenn Kinder ständig quengelnd an ihren Müttern zerren, dann deshalb, weil sie spüren, dass diese in Wirklichkeit eben nur physisch anwesend sind und die Dinge nur halbherzig getan werden.

Wenn Mutter, Vater oder die Erzieherin dagegen in der Küche mit allen Sinnen erlebt, was sie oder er da tut, und sich mit dem Kind freuen kann und staunen beispielsweise über die Rübe, die in der dunklen Erde eine so wunderschöne Farbe entwickelt, dann sind die beiden ganz im Hier und Jetzt, dann hat plötzlich die alltägliche Arbeit der Essenszubereitung eine andere Qualität bekommen und das Kind wird unmittelbar auf diese Veränderung reagieren.

Nur dann, wenn ich mich ganz mit meinem Tun verbinde, bin ich mit meinem ganzen Wesen gegenwärtig. Das ist das, was die Psychologie als „Flow-Erfahrung“ beschreibt.

„Wenn ich in den Augenblick vertieft bin, erlebe ich die Gnade der Selbstvergessenheit. Ich bin nicht mit mir selbst beschäftigt, sondern in einem Zustand der verschärften Aufmerksamkeit für die vor mir liegende Aufgabe. Wenn die Erfahrung von Versunkenheit und Herausforderung vorbei ist und ich zu meinem Selbstbewusstsein zurückgekehrt bin, hat das Selbst sich gewandelt und ist durch zusätzliche Fähigkeiten bereichert.“

(Marneffe, Die Lust, Mutter zu sein, S. 145)

Wenn Kinder heute zunehmend mit verhaltenstherapeutischen Programmen traktiert werden, ist auch das nur ein Resultat dessen, dass Eltern und Erzieher nicht frei über ihre kreativen Kräfte verfügen können und dadurch nur auf ein normiertes Verhalten zurückgreifen können.

In meiner Praxis begegnen mir häufig Menschen in ähnlichen Situationen wie diese: Ein Paar, zwei Kinder, beide Eltern berufstätig, sie arbeiten sehr hart, sind bei der Arbeit viel Stress ausgesetzt, verdienen eine Menge Geld mit einer Arbeit, mit der sie sich innerlich zwar nicht verbinden können, die ihnen aber ermöglicht, sich einige materielle Annehmlichkeiten zu leisten. Am Abend gehen sie drei Mal pro Woche ins Sportstudio, um ihren Körper fit zu halten. Ihr Alltag, so wie sie ihn mir darstellen, kommt mir vor wie die Vorbereitung auf ein Leben, das gar nie stattfindet. Sie sind ständig im Stress, sind gehetzt und unzufrieden, sie finden kaum Zeit für Gespräche miteinander, keine Zeit sich um die Bedürfnisse ihrer Kinder zu kümmern, außer darauf, dass die Hausaufgaben richtig erledigt worden sind: Die Kinder sollen sich ja nicht schon in der 2. Klasse die Zukunftschancen verbauen.

Plötzlich kommt ihr Leben ins Schleudern: Da gibt es ein Kind, das sich ihrem Tempo nicht anpasst und ihre bürgerliche Ordnung stört, ein Rad im Getriebe ihres wohl geplanten Lebens darstellt, weil es Verhaltensweisen an den Tag legt, die nicht dazu passen. Sie müssen innehalten. Das Kind nimmt sehr viel persönliches Leid auf sich (in diesem Fall eine massive Zwangsstörung), um die Eltern dazu zu bringen, statt nur eine wie immer geartete Zukunft im Auge zu haben, sich zu fragen, was braucht das Kind *jetzt* von uns, was brauchen wir als Familie, damit es uns gut geht, wie müssen wir *jetzt* handeln? Sie werden durch das Kind, das Sorgen macht, unmittelbar in die Gegenwart gestoßen.

Hier liegt die Chance für diese Familie wie für viele ähnliche. Aber wir brauchen ja gar nicht eine für den einzelnen vielleicht extreme Situation anzuschauen, wir kennen das aus unserem Alltag auch, dieses: ständig Vergangenes bedenken und Zukünftiges planen, anstatt sich ganz im Hier und Jetzt zu verankern.

6 Künstlerisch handeln

Künstlerisch handeln bedeutet loslassen können, mich von äußeren Erwartungen befreien, nicht mit fertigen Mustern an eine Situation heranzutreten, sich öffnen für die jeweilige Situation, geistesgegenwärtig sein. Wenn mir das in zugegeben glücklichen Situationen gelingt, erlebe ich einen Zuwachs an Kräften, an Handlungsmöglichkeiten, die frei sind von Konventionen, die einem freien Geist entsprechen. Das hat nichts, aber auch gar nichts mit "aus dem Bauch heraus handeln" zu tun. Es hat etwas damit zu tun, persönliche Verantwortung für eine Situation zu übernehmen.

Ich muss nun selbst erkennen, wo folge ich in meinem Handeln einem inneren Trieb, wann einer äußeren Autorität und wann handle ich, *weil ich es will*, also aus meinem freien Willen heraus. Man könnte es moralische Fantasie nennen, wenn der Mensch sich nicht danach richtet, was andere in dem einen oder anderen Fall getan oder befohlen hätten, sondern, wenn er in der Lage ist, einen ersten Entschluss zu fassen, aus einem rein ideellen Grund, der einem freien Geist entspricht. Der Mensch soll produktiv aus der Fantasie die noch nicht vorhandenen zukünftigen Handlungen bestimmen.

Ein freies Wesen ist dasjenige, welches wollen kann, was es selbst für richtig hält.

Bin ich mit meinem Ich ganz gegenwärtig, kann ich mich - wenn vielleicht auch nur für einen Moment - innerlich ganz frei machen von allem, was vorgegeben, eingefahren, angelernt ist, dann habe ich plötzlich für eine schwierige Situation eine unkonventionelle Lösung, möglicherweise eine für meinen Partner oder meine Kinder überraschende Reaktion, die uns aus dem alten Trott reißt, die Altes, Verkrustetes auflöst und Neues möglich macht, einen ungeahnten Blickwinkel ermöglicht, eine neue Erkenntnis herbeiführt.

Bei allen berechtigten Fragen der heutigen Zeit die Familie betreffend, die nach einer Antwort verlangen, seien es mangelnde Kindertagesstätten, Stress durch die Belastung doppelter Berufstätigkeit, fehlendem Familienlohn, zerbrechenden Familiensituationen und ähnlichem dürfen wir nicht versäumen, uns wieder mehr den tieferen Fragen des Zusammenleben zuzuwenden. Daraus könnten wir neuen Mut schöpfen, der eminent wichtigen Aufgabe, die Familie heute darstellt, eine neue Dimension zu verleihen und adäquate Lösungen zu suchen.

7 Anregung einer neuen Familienkultur

Damit wäre der tiefste, persönlichste Sinn von Gemeinschaftserleben und Gemeinschaftsaufgaben in der Familie skizziert. Und damit wären ebenso die Qualitäten umrissen, die so sehr mit Intimität zusammenhängen, dass sie „familienspezifisch“ sind und kaum von anderen Institutionen wie Kindergärten, Horten oder Schulen geschaffen werden können, jedenfalls nicht stellvertretend für die Familien selber. Dass diese skizzierten Bestrebungen auch die Handlungsweisen der Erzieher und Lehrer an ihrem Arbeitsplatz bestimmen mögen, ist die eine Seite, und doch darf die ganz spezielle Situation der Familie mit ihren eigenen Erfordernissen, aber auch ihren eigenen Chancen, nicht außer Acht gelassen werden. Daher ist es für die Vertreter der jeweiligen Institution auch hilfreich sich zu vergegenwärtigen wo ihre Grenzen liegen und ihr Einflussbereich aufhört und auch aufhören muss.

Die Kulturaufgaben, die ich im Weiteren skizzieren möchte, können aber durchaus angeregt werden durch Erziehungsinstitutionen, ja, es sollte gerade deren Aufgabe sein, den Familien wieder zu einem neuen Bewusstsein zu verhelfen, in welcher Weise sie kulturbildend tätig werden können.

Denn die oben skizzierten Ideale entbinden uns nicht von den konkreten Aufgaben, sie sind ja nur die Voraussetzungen dafür, Formen des Zusammenlebens zu finden und unserem Alltag eine sinnvolle Struktur geben zu können.

„Zwei Dinge sollten Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.“
J. W. v. Goethe

Durch Wegwerfwindeln und Fertiggerichte ist die physische Versorgung von Kindern sicher einfacher geworden, aber um eine verantwortungsvolle Elternschaft heute zu leben, haben wir uns viele neue Fähigkeiten anzueignen. Um den Kindern gerecht werden zu können, um ihnen die „Wurzeln“ im Sinne von Sicherheit und Halt zu geben, ihnen ein Zeitkontinuum zu schaffen, mit ihnen zu feiern und dabei neue Traditionen zu schaffen, ihnen wesentliche Regeln des Miteinander zu vermitteln, die Achtung vor dem anderen, die Freude, die man teilen kann, ihnen Lebensqualität zu verschaffen, den Zugang zu Wissen, Kunst und Erfahrung zu ermöglichen, Toleranz und Solidarität beizubringen, Bildung angeeignet zu lassen, braucht es Zeit, Zuwendung und viele Überlegungen.

Das, was heute unter „Frühförderung“ verstanden wird und was die meiste Zeit der Erziehenden heute in Anspruch zu nehmen scheint, ist mit Familienkultur nicht gemeint. Zunächst scheint daher eine Begriffsbestimmung von Nöten zu sein.

Kultur meint grundsätzlich die Pflege, Gestaltung und Entwicklung von Naturgegebenem. Da, wo menschliches Handeln nicht eingreift, entsteht Wildwuchs, Chaos. Dort, wo ich mich nicht zum Herrn über die Dinge mache, wo ich nicht Spreu vom Weizen trenne, wo ich keine Kriterien entwickle dafür, was Menschsein überhaupt bedeutet, wo ich keine sittlichen und moralischen Ideale habe, wo ich mich bestimmen lasse, werde ich überwältigt. Dort wird Freiheit verunmöglicht.

Wenn wir von Kulturaufgaben sprechen, so meinen wir - gesellschaftlich gesehen - die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung von Zivilisation im Allgemeinen, das heißt Verwandlung des Naturhaften, Triebhaften, Egozentrischen, es meint die Entwicklung sittlicher Werte, zuallererst unter Berücksichtigung der Würde des Anderen. Gemeint sind ebenso Gestaltungsprinzipien, die das Zusammenleben der Menschen untereinander erleichtern sollen, aber auch veredeln, bereichern und verschönern. Bildung und Kunst sind als Aufgaben untrennbar mit Kultur verbunden.

Für den modernen Menschen kann das jedoch nicht bedeuten, dass die Konventionen, die früher sicher für das Zusammenleben nicht nur Einengung bedeuteten, sondern auch hilfreich waren zur Alltagsgestaltung, heute einfach wieder übernommen werden könnten, nachdem - vor allem initiiert durch die Studentenbewegung `68- sämtliche, scheinbar fest zementierten, Verhaltensnormen der Eltern vom Sockel gestoßen wurden.

Es gilt vielmehr eine Balance herzustellen zwischen den individuellen Entwicklungsnotwendigkeiten und Bedürfnissen des Einzelnen einerseits und der Möglichkeit, als soziales Wesen zu handeln und zu leben unter der Berücksichtigung der Würde und des Wollens des anderen.

Kultur meint ja per definitionem auch nie etwas Statisches, Kultur ist immer wandelbar, muss angepasst werden den Lebensbedingungen und Zielen, die sich im Laufe der Zeit herausbilden. Das bedeutet für die Familie beispielsweise auch ganz konkret, dass sich Rituale, die Art der Feste und ihre Ausgestaltung und ähnliches, ändern im Laufe des Familienlebens, bedingt durch das Heranwachsen der Kinder. Jede Familie hat die Chance, aber auch die Aufgabe, ihre ganz individuelle Familienkultur zu entwickeln. Ganz im Sinne von Picasso:

Wenn es nur eine einzige Wahrheit gäbe, könnte man nicht hundert Bilder über dasselbe Thema malen.

8 Die potentiellen Aufgaben der Familie und die der Institutionen

Es spricht allerdings nicht viel dafür, dass die Pflege einer neuen Familienkultur möglich werden könnte, wenn sich in unserem Bewusstsein über deren Bedeutung nichts ändert und daraus keine Konsequenzen gezogen werden. Denn so sieht häufig die Lebenswirklichkeit der Familien aus:

Die Terminkalender sind voll, sowohl bei den Eltern als auch bei den Kindern. Wie oft fängt der Stress bereits nach dem Aufstehen an, keine Zeit zum trödeln, den Tag mit Ruhe anzugehen, oft ist nicht einmal Zeit für ein gemeinsames Frühstück, statt dessen werden die Kinder zur Eile angetrieben, weil jeder pünktlich weg muss. Selbst dann, wenn Vater oder Mutter nicht arbeiten geht oder zumindest den Nachmittag über zu Hause ist, bleibt kaum Zeit für Muße, die Nachmittage sind meist ausgefüllt damit, die Kinder von einer Aktivität zur nächsten zu fahren. Am Abend wird ausgehandelt, wer heute „mit den Kindern dran ist“, der andere Elternteil macht sich indes auf ins Sportstudio oder sitzt vor dem Computer. Obwohl objektiv nicht mehr gearbeitet wird als früher, bleibt doch immer weniger Zeit übrig, für den Partner, für die Familie. Stattdessen werden Stunden vor dem Fernseher oder vor dem Computer verbracht. Samstag ist der Einkaufstag und am Abend will man endlich mal Ruhe haben, sonntags wird der Sohn zum Fußballspiel gefahren oder die Tochter zum Reitturnier. Gibt es gemeinsame Wochenendaktivitäten, dann ist oft es der Freizeitpark, das Volksfest oder sonst ein Event. Aktivitäten scheinen etwas kosten zu müssen, damit sie geschätzt werden. Familien, die gemeinsam einfach nur zusammen in den Wald gehen, Fahrrad fahren oder zusammen spielen, scheinen rar geworden. Kindergeburtstage werden selten einfach nur im gemeinsamen Spiel mit Freunden der Kinder verbracht, der Funpark, das Schwimmbad

oder McDonalds ersetzen das Geburtstagsfest, Hauptsache, man hat die Kinderschar nicht in der eigenen Wohnung. Die großen Jahresfeste wie Ostern oder Weihnachten scheinen jeglichen Sinn verloren zu haben, anstatt Gestaltung ist Konsum angesagt.

Ferien macht man am besten in Clubanlagen, da können die Eltern entspannen, während die Kinder von morgens bis abends unterhalten werden. Zu den Mahlzeiten trifft man sich, wenn die Kinder nicht schon vorher mit der üblichen Pizza abgefertigt wurden.

Vielleicht klingt das, so zusammengefasst, zu pointiert, aber tendenziell neigen doch sehr viele Familien dazu, sich immer mehr unter Zeitdruck zu setzen und vergessen dabei, dass Kinder einen eigenen Zeit-Raum haben. Hetze und Zeitdruck- für den Erwachsenen schon eine Zumutung- ist dem Kind überhaupt nicht gemäß. Immer weniger Familien trauen sich zu, sich in der Gestaltung ihrer Aufgaben auf sich selbst zu verlassen. Institutionelle Erziehung ist aus verschiedenen Gründen, unter anderen aber auch auf Grund der Unsicherheit der Eltern, ob sie die Dinge überhaupt alleine lösen können und Situationen meistern können, stärker gefragt denn je.

Gewiss, Eltern haben Anspruch auf ein eigenes Leben, auf Erholung und auf Dinge, die nichts mit den Kindern zu tun haben. Es ist auch unbestreitbar, dass Eltern ihren Kindern etwas bieten wollen, dass sie sie fördern und glücklich machen wollen. Es ist auch deutlich, dass das Leben von Eltern, die berufstätig sein müssen oder wollen, nicht für eine gemächliche Gangart gemacht zu sein scheint. Es hat auch keinen Sinn, Bullerbü - Nostalgie zu pflegen. Und doch müssen wir uns fragen und fragen lassen, was wir eigentlich vom Familienleben erwarten, was wir bereit sind, dafür zu opfern und wie wir überhaupt Familie zu leben wünschen. Wir müssen uns klar darüber werden, wie viel an Erziehung Institutionen überlassen werden soll und welche Rolle die Familie für die Kinder spielen soll.

Ökonomische Zwänge oder auch ein Beruf, der einfach Freude macht, schränkt naturgemäß die Zeit, die für das Familienleben erübrigt werden kann, ein. Solange die Versorgung der Kinder nur als eine Verlängerung der öden Hausarbeit gesehen werden kann und die Selbstverwirklichung nur außerhalb der Familie möglich scheint, wird niemand Lust verspüren, mehr Zeit als unbedingt nötig dafür zu opfern. Warum können wir das Versorgen und Erziehen von Kindern aber nicht als eine Arbeit wie viele andere ansehen, die von denen, die sie ausüben als erfüllend und sinnvoll erlebt werden kann, auch wenn der gesellschaftliche Wert dieser Arbeit wahrscheinlich geringer ist denn je?

Scheinbar ist heute nur der bedeutend, der möglichst wenig Zeit hat und dessen Tätigkeit hohe finanzielle Belohnung erfährt. Wie viel Unterordnung aber die Arbeit unter Umständen bedeutet, wie wenig Freiraum und Entscheidungsraum sie lässt, wie wenig unsere kreativen Fähigkeiten dabei gefragt sind und wie wenig innere Befriedigung sie uns verschafft, scheint zweitrangig. Ich bin davon überzeugt, die meisten Frauen und möglicherweise auch Männer würden es vorziehen, eine Weile mehr Zeit für ihre Kinder zu haben und dafür das Berufsleben einzuschränken, wenn die soziale Anerkennung der Familienarbeit gegeben wäre und ihnen keine finanziellen Nachteile dadurch entstehen würden. Ebenso müsste auch gewährleistet sein, dass das berufliche Fortkommen keine Nachteile durch die Familienzeit erführe. Eigentlich müsste die Tatsache, dass jemand einige Jahre mit Familienarbeit verbracht hat, vom Arbeitgeber belohnt werden, er profitiert letztlich davon, dass der Berufswiedereinsteiger bedeutende Einsichten in soziale Zusammenhänge gewonnen hat, etwas über Teamarbeit gelernt, Organisationstalent und Kreativität entwickelt, Flexibilität und die Koordination verschiedenster Abläufe, Planung und Management erübt hat, gereift ist,

neue Einsichten über sich und die Welt gewonnen hat, Autonomie und Selbstbewusstsein entwickelt hat.

Die Kulturaufgaben für die Institutionen, insbesondere für den Kindergarten sind hier immer wichtiger zu nehmen. Als Ersatz, für das was in der Familie nicht mehr stattfindet, aber auch als eine Kultur der Anregung für die Familien. Da gilt es jedoch genau abzugrenzen, wo die Zuständigkeiten sind, welche Aufträge man annehmen möchte, annehmen kann.

Erzieher und Lehrer beklagen die zunehmende Verwahrlosung, die mangelnde Erziehung und fehlenden Kulturtechniken der Kinder. Offenbar sind viele Elternhäuser nicht mehr in der Lage, dafür in adäquater Weise Sorge zu tragen. Die Gründe sind vielfältig, sicher gehören die oben angedeuteten dazu.

Kann Familie oder soll sie überhaupt noch Ort der primären Sozialisation sein, ein Ort, an dem menschliche Qualitäten, von der Achtung des anderen Menschen über eine Streitkultur bis zu Essmanieren, vermittelt werden? Ein Ort der Anregung, der Sinnfindung und Keimzelle der Zukunft?

Können und sollen Kindertagesstätten und Ganztagschulen das alles leisten? Oder hat die Gesellschaft nicht vielmehr dabei mitzuhelfen, dass Eltern ihre eigentlichen Aufgaben wieder wahrnehmen können.

Wenn es eigentlich wünschenswert erscheint, dass den Familien geholfen wird, damit die Schule sich wieder auf Wissensvermittlung und Bildung in erster Linie konzentrieren kann, damit Erzieherinnen nicht mit der wachsenden Aggressivität der Kinder belastet sind, deren Artikulationsschwierigkeiten und Konzentrationsschwächen zu beheben haben und viel zu junge Kinder in viel zu große Kindergruppen integrieren müssen, die - altersbedingt - noch keinerlei Wünsche nach Integration hegen, müssen wir hier endlich wieder umdenken.

Kindergärten sollten stattdessen ein anregungsreiches Lern- und Erlebnisfeld zu sein, wo sich Kinder gemeinsam mit anderen selbst erproben, spielend lernen, musizieren und singen, Freunde finden und in ihren individuellen Anlagen erkannt und gefördert werden unter den klugen und liebevollen Augen einer gut ausgebildeten Erzieherin, die genug Zeit für das einzelne Kind aufbringen kann, weil es genügend Kolleginnen gibt.

Kindergärten sollten ein Ort sein, der Erlebnisräume zu bieten hat, die dem Elternhaus nicht oder nur selten zur Verfügung stehen: ein großes Außengelände, das vielfältige Spiel- und Baumöglichkeiten hat, Verstecke und Geheimnisse bietet, in dem aber auch gepflanzt, gesät und geerntet werden kann, wo man auf Bäume klettern darf und auch mal wilde Spiele möglich sind, ohne dass ein Hauswart oder Nachbar Beschwerde einlegt.

Sie sollten ein Ort sein, indem Einzelkinder lernen können, dass ihnen nicht immer alles zur Verfügung steht, ein Ort, an dem sie teilen lernen: Spielzeug und Freude. Ein Ort, wo man all die Spiele spielen kann, bei denen man mehrere Kinder braucht. Ein Ort, wo es Erwachsene gibt, die genügend Zeit und das Wissen haben, bei den Dingen, die die Kinder bauen, erforschen, beobachten wollen, Hilfe und Rat geben zu können.

Aber es kann nicht der Ort sein, wo sich die Kinder die Zuwendung und Zärtlichkeit, die sie brauchen, holen sollen, auch nicht der Ort, der Schutz und Rückzugsmöglichkeit gibt. Ebenso wenig kann es der Ort sein, an dem den Kindern elementare Kulturtechniken beigebracht werden sollen, z.B. wie man mit Messer und Gabel isst oder dass man am Tisch sitzen bleibt, bis alle fertig sind. Und nicht der Ort, wo ihnen morgens erst mal die Haare gekämmt werden oder die Fingernägel geschnitten werden müssen. Kurzum, es gibt ganz grundlegende Dinge, die eindeutig in der Familie zu haben und zu lernen sind. Und dennoch müssen viele

Erzieherinnen eine Menge Zeit mit eben diesen Dingen verbringen. Deshalb wird eine Zukunftsaufgabe vor allem für Erzieher die erweiterte Elternarbeit sein.

9 Weshalb die Elternarbeit in den Kindergärten immer wichtiger wird

Dadurch, dass herkömmliche Familientraditionen verloren gegangen sind, dadurch dass durch die berufliche Fluktuation die Großfamilien als Lernfelder nicht mehr zur Verfügung stehen und viele der heutigen Mütter und Väter schon als Einzelkinder aufgewachsen sind und dadurch nichts mehr durch das Erleben der Geschwisterkinder lernen konnten, fehlen Eltern heute ganz elementare Kenntnisse, wie Familienleben zu gestalten wäre und wie man Kinder erzieht. Denn selbst dann, wenn man weiß, dass man es garantiert nicht so machen will, wie man es als Kind erlebt habe, hat man zumindest eine Grundlage für die Entscheidung, *wie* man es machen will.

Inzwischen gibt es verschiedene Modelle, die zur Unterstützung junger Familien gedacht sind. Oft und zuallererst sind es die Hebammen, die eine Familie eine Zeit lang begleiten und ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen. Nicht nur, in dem sie Vater und Mutter über Ernährungsfragen und Pflege aufklären, sie helfen ihnen auch, den Umgang mit dem Kind zu lernen und vermitteln ihnen, was das Kind braucht an Ruhe, Zuwendung, Rhythmus. Oft werden die Hebammen zu einer wichtigen Bezugsperson, die - je nach Bedarf - bis zu einem Jahr ihre Hilfe anbieten.

Der Wunsch nach Austausch von Erfahrungen und Wissen ist bei jungen Eltern hoch, daraus ist auch zu erklären, weshalb so viele Väter und Mütter für ihre Kinder Krabbelgruppen aufsuchen. Dahinter scheint mir nicht so sehr der Wunsch zu stehen, für ihre Kinder Spielkameraden zu finden (was im Krabbelalter ohnehin noch nicht wesentlich ist), sondern sie wollen von anderen Eltern wissen und beobachten, wie diese mit ihren Kindern umgehen, wie diese Schwierigkeiten meistern, sie wollen sich anregen lassen für die eigene Familiengestaltung und suchen Gemeinsamkeiten. Sie suchen ein soziales Netz, das auf gemeinsamen Erfahrungen, einer ähnlichen Lebenssituation beruht und auf Freundschaft. Das alte Netz der Großfamilie mit Onkel und Tante wird zunehmend ersetzt durch frei gewählte Beziehungen.

Sogenannte Mütterzentren sind hierfür ein wichtiges Angebot. Dort können sich Familien jederzeit treffen, zusammen essen, spielen, Feste feiern, Erfahrungen austauschen, Freundschaften pflegen, andere Menschen- auch ältere - kennenlernen. Sie erhalten dort Hilfe bei der Kinderbetreuung, können Dienstleistungen in Anspruch nehmen, sie können sich beraten lassen und finden Bildungsangebote. Im Gegenzug kann jeder die eigenen Fähigkeiten einbringen und mitgestalten. Neue tragfähige Formen des Zusammenlebens können hier entwickelt und erprobt werden.

Nun gibt es solche Einrichtungen nicht überall. Umso wichtiger werden an dieser Stelle die Kindergärten.

Kindergärten als Modell für gelungenes Familienleben?

Ja, wenn man vom Nichtvorhanden sein der Väter absieht (leider sind männliche Erzieher immer noch äußerst rar), so könnten das Kindergärten durchaus sein.

Ob sich Erzieher und Erzieherinnen eigentlich klar darüber sind, wie weit ihr Einflussbereich geht? Die Kinder verlangen plötzlich - kaum sind sie die ersten Monate im Kindergarten-

dass der gleiche Spruch zu Hause gesprochen werden soll, der im Kindergarten vor dem Essen üblich ist, sie wollen, dass der Schuh genauso gebunden wird, wie es die Erzieherin tut und überhaupt wird so einiges zu Hause in Frage gestellt, weil es im Kindergarten anders gehandhabt wird. Aber das betrifft nicht nur die Kinder. Sofern den Eltern Einblick in den Alltag der Kindergärten gewährt wird, wird das Verhalten der Erzieher zum Vorbild, die Eltern lassen sich anregen vom Spielmaterial ebenso wie von der Art, wie im Kindergarten Feste gefeiert werden.

Eltern, die beide berufstätig sind, sind meist froh um einen reibungslosen Ablauf bei der Übergabe der Kinder, sind erleichtert, wenn die Kinder gerne im Kindergarten sind und vertrauen darauf, dass es den Kindern dort gut geht und es die Erzieher schon richtig machen. Der Kindergarten soll sicher auch nicht dafür da sein, die Eltern, die ohnehin wenig Zeit für sich und ihre Kinder haben, bei allen möglichen Aktivitäten einzuspannen. Das können und sollen diese Eltern nicht leisten.

Aber viele Eltern haben einen anderen Anspruch an den Kindergarten als den, ihre Kinder morgens an der Tür abzugeben und mittags an derselben Stelle wieder abzuholen. Sie wollen teilhaben an den Freuden und an den Schwierigkeiten, sie wollen wie ihre Kinder lernen und sie wollen sich einbringen. Das machen sich zunehmend Kindergärten zu Nutze, in dem sie beispielsweise Eltern als Fachleute in den Kindergarten hinein holen. Da ist mal eine Mutter da mit gärtnerischen Fähigkeiten, die mit den Kindern den Garten bepflanzt oder ein Vater, der schreinern kann und das ganze Spielzeug wieder in Ordnung bringt. Ein anderer töpft mit den Kindern zusammen neue Müslischalen und jemand anderes näht die neuen Vorhänge für den Gruppenraum. Gemeinsam werden Feste vorbereitet und gefeiert.

Eltern wünschen sich Teilhabe und Lernmöglichkeiten bei Menschen, die das Wissen und die Erfahrung haben, die vielen Eltern fehlt. Hier kommt den Institutionen (wenn hier meist von Kindergärten gesprochen wird, sind immer genauso Kindertagesstätten und Horte gemeint) eine immer größere Bedeutung zu. Kindergärten sind zunehmend aufgerufen, Eltern Teilhabe zu ermöglichen, ihnen Anregungen zu geben, ihnen Alltag mit Kindern vorzuleben, Rituale erleben zu lassen und Möglichkeiten der Festgestaltung. Junge Eltern suchen Menschen, die ihnen Hilfen geben beim Transfer in den Familienalltag. Das soziale Netz wird so erweitert und tragfähig für Familien, die nicht die alleinige Verantwortung für die Erziehung ihrer Kinder und die Gestaltung des Familienlebens tragen können und wollen.

Oft reicht das Tun der Erzieher als solches aber bei weitem nicht. Eltern sind kritisch, hinterfragen die Dinge, wollen Begründungen, warum etwas so und nicht anders gemacht wird. Erzieher stehen insofern auch stärker im Fokus der Aufmerksamkeit. Daher ist es unabdingbar, dass Erzieher wissen, was sie tun und nicht ebenfalls nur Althergebrachtem folgen. Lassen Sie uns daher noch einmal an den Anfangspunkt unserer Betrachtungen zurückkehren, zu der Frage, welche Elemente einer Familienkultur durch pädagogische Fachleute angeregt werden können. In erster Linie wären darunter vor allem die den Alltag der Kinder bestimmenden Strukturen zu verstehen, im Sinne von Rhythmus und die ihn mitgestaltenden Ritualen im weitesten Sinne, worunter somit auch die Frage der Gestaltung von Jahresfesten angesprochen wäre.

10 Kinder brauchen Rhythmus und Rituale

„Ein Ritual ist in der Zeit das, was im Raum eine Wohnung ist“.
St. Exupéry

Bei Rhythmus denken wir vor allem an die Musik. Aber Rhythmen bestimmen unser ganzes Leben. Tag und Nacht, Sommer und Winter, der Zyklus des Mondes, Ebbe und Flut, Ein- und Ausatmen, der Herzschlag, Schlafen und Wachen. Der Rhythmus unterscheidet sich vom Takt dadurch, dass der Takt mechanisch ist, messbar mit einem Metronom, der Rhythmus hingegen ist mehr als ein einfaches Hin und Her. Rhythmen wohnt Lebendiges inne, zwischen dem Schwingen zwischen den beiden Polen gibt es immer eine winzige Pause. Denken Sie nur an die Atmung. Atmung ohne Pause wäre permanentes Hecheln.

(Auf diese Pausen wollen wir gleich noch näher eingehen.) Kennzeichnend für den Rhythmus ist auch die Wiederkehr von ähnlichem. Das kann man besonders gut am Meer erleben, beim rhythmischen Heranrollen des Meeres, wo sich doch gleichzeitig jede Welle anders gestaltet. Das Einhalten eines gewissen Lebensrhythmus ist besonders wichtig im Kindesalter und wird es wieder im Greisenalter.

Schon in seinen ersten Lebenswochen findet der Säugling einen eigenen Rhythmus, seine Lebensprozesse werden so organisiert und strukturiert. Rhythmen im Tageslauf, wie regelmäßige Mahlzeiten, regelmäßige Schlafenszeiten, Zeiten der Ruhe, Zeiten, in denen gespielt wird oder vorgelesen, gestalten den Tag des Kindes, auf dessen Einhaltung die Kinder auch bestehen. Womöglich hat jeder Wochentag sein eigenes Gepräge, zumindest das Wochenende hebt sich aus der Woche heraus, der Samstag wird anders erlebt als der Sonntag. Die Jahreszeiten geben dem Jahresverlauf ein je eigenes Gesicht und die Jahresfeste sind durch ihre starke Ritualisierung besondere Höhepunkte. Rhythmen schaffen Struktur und Ordnung, geben Kontur und Gestalt. Dadurch entsteht für die Kinder, die heute so viele Verluste an Gewohntem durch Ortswechsel, veränderte Familienstrukturen etc. hinnehmen müssen, Kontinuität und Geborgenheit. Sie erleben dadurch soziale Verlässlichkeit und emotionale Sicherheit. Deshalb sind Kinder auch so „konservativ“ (konservare, lat.= bewahren), sie wollen und brauchen hier keine Experimente, Veränderungen, nein, alles soll genauso sein wie immer. Dass sich das im Laufe ihres Lebens verändert und verändern muss, ist eine andere Frage. Für das Kindergartenkind und Schulkind gilt das oben genannte jedenfalls.

„Wenn Leute Kinder haben, verspüren sie nicht selten das Bedürfnis, dieses durch die liebevolle Beziehung zu ihrem Kind geweckte Gefühl von Verbindung auf eine umfassende Verbundenheit mit der Welt auszudehnen. Die Neigung von Eltern, zu den religiösen Bräuchen ihrer Jugend zurückzukehren oder mit den Kindern neue zu erfinden, kann als Reaktion auf den Impuls gesehen werden, Elternschaft in einen Zusammenhang mit transzendenter Bedeutung zu stellen.“

(Marneffe, Die Lust, Mutter zu sein, S. 141)

Die Pausen, von denen oben gesprochen wurde, die zwischen den beiden Polen des rhythmischen Ein- und Ausatmens, dem Wechsel der Gezeiten, zwischen Schlafen und Wachen einen kleinen Freiraum schaffen, die als eine Unterbrechung - und sei sie auch noch so klein- im Rhythmus des Lebens wirksam sind, die Übergänge charakterisieren, werden von Menschen sinnvollerweise durch Rituale geprägt. Kleine Übergänge, wie der vom Wachen zum Schlafen werden jeden Tag durch ein Schlaflied, ein Gebet oder durch abendliches Vorlesen ritualisiert ebenso wie große Übergänge, wie der vom Leben zum Tod in allen Kulturen nach bestimmten Riten abläuft, die vor allem den Zurückgebliebenen Hilfe und Trost geben. Konfirmationen, Hochzeiten, Taufen haben auch in unserer Gesellschaft lange Traditionen, wobei bemerkbar ist, dass es zunehmend Menschen gibt, die sich auch hier nicht mehr an Traditionen orientieren, sondern sich eigene, neue Rituale schaffen.

Rituale im Alltag sind regelmäßig vollzogene Handlungen, die mehr sind als eine Gewohnheit. Sinnhaftigkeit wäre das Merkmal, das sie von der Gewohnheit unterscheidet. Dass man sich gemeinsam an den Tisch setzt zum Essen ist noch kein Ritual, geben sich die Familienmitglieder dabei die Hände und sprechen einen Spruch, wird die Geste zum Ritual, zur Symbolhandlung. Sprüche der Kategorie: „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb“, weisen allerdings noch auf keine spirituelle Dimension hin, sondern auf ein Erleben von Gemeinschaft, wohingegen ein Spruch wie: „Erde, die uns dies gebracht, Sonne, die es reif gemacht, liebe Sonne, liebe Erde, euer nie vergessen werde.“, über das Alltägliche hinausträgt, indem kosmisches Geschehen integriert wird. Es gibt für das Ritual einen besonderen Ort, eine besondere Zeit und es gehören die gleichen, vertrauten Menschen dazu, dadurch entsteht eine innere Kraft, die die Gemeinschaft bestimmt, festigt und auf einer außersprachlichen Ebene wirksam wird. Rituale stiften Sinn.

Im Kern liegen dem Ritual die Heilung, die Sorge für den anderen, das Mitgefühl zugrunde.

11 Feste feiern

Die Feiern - insbesondere der Jahresfeste - stellen für Kinder immer die Höhepunkte des Jahres dar.

Sie überhöhen den Alltag in ganz besonderer Weise und gliedern das Jahr, geben ihm Farbe und Tiefe, geben Orientierung und sind durch besondere Feierlichkeiten gekennzeichnet.

Allerdings geht zunehmend der Sinn der christlichen Jahresfeste verloren. Wissen die meisten gerade noch, weshalb Weihnachten gefeiert wird, die Bedeutung von Ostern ist schon vielen verschlossen. Ohne aber den tiefen Sinn hinter diesen Festen zu kennen, verkommen sie schnell zu reinen Konsumveranstaltungen und werden hohl und leer. Hier liegt eine wesentliche Kulturaufgabe der Institutionen.

Hohl werden die Feste auch dadurch, dass oftmals bereits in der Vorbereitung der Feste ein wahrer Dekorationsrausch einsetzt, oft ohne dass damit ein echter innerer Zusammenhang zum Anlass erkennbar wird. Als Erwachsener habe ich mir aber ein Bewusstsein auszubilden über die Verwendung von Symbolen. Wenn ich nach meinem Gutdünken mit Symbolen umgehe, schmälere ich deren Wirkung als Ausdruck der transzendenten Bedeutung des Festes. (Hänge ich an Weihnachten bunte Kugeln an den Weihnachtsbaum, nur weil ich das hübsch finde, hat das eine andere Wirkung, als wenn ich mir bewusst mache, dass die Kugel eine Reduktion des Apfels ist, und wenn ich weiß, wie der Zusammenhang von Weihnachten mit dem Paradiesapfel zu verstehen ist.)

Ein echtes Symbol ist kraftvoll, aber nur wenn der Erwachsene weiß, welche Bedeutung er ihm zuzumessen hat und es bringt auf einer bildhaften Ebene mehr zum Ausdruck als alles, was ich dem Kind dazu sagen könnte und wird von diesem - auf der seelischer Ebene, nicht auf der verstandesmäßigen - unmittelbar verstanden.

Was früher die Kirchen geleistet haben, müssen heute zunehmend Kindergärten und Schulen übernehmen. (Wobei das hier Gesagte selbstverständlich auch für alle anderen Kulturen, die durch die Kinder in den Institutionen vertreten sind, gilt. Gerade dadurch, dass die Feste der Kinder mit Migrationshintergrund ernst genommen und gewürdigt werden, fühlen sich diese Kinder angenommen und die deutschen Kinder erhalten die Möglichkeit, ihren Kulturhorizont zu erweitern und können die Eigenheiten ihrer ausländischen Freunde als Bereicherung erleben.)

Selbst dann, wenn der Erzieher im Kindergarten keine christlichen Werte vermitteln will, sind die Jahresfeste Kulturgut und können nicht ignoriert werden.

Beispielhaft wäre es, wenn sich die Kindergärten gemeinsam mit den Eltern den Hintergrund der jeweiligen Feste erarbeiten würden und im Austausch untereinander Anregungen gegeben und empfangen werden könnten, um einerseits als Gemeinschaft innerhalb der Gruppe und andererseits als Familie zu einer eigenen Festgestaltung zu kommen.

So sehr wir heute auf Individualität setzen und das aus gutem Grund, wie hier ausgeführt, ohne geformte Verhaltensmuster, die Verlässlichkeit und Sicherheit bieten, wie sie oben charakterisiert worden sind, können Gemeinschaften nicht existieren. Jede Bemühung der einzelnen Familien sollte Unterstützung durch die entsprechenden Institutionen erfahren, in dem sie vorbildhaft und anregend durch die eigene Arbeit in die Familien zurückwirken. Eine bedeutende Aufgabe kommt dadurch auf die Institutionen zu, deren Aufgabe die Betreuung und Erziehung der Kinder ist und die Begleitung derer Eltern und Familien.

12 Literaturverzeichnis

- Basle,B./ Maar.N., Alte Rituale- Neue Rituale, Freiburg, Basel Wien, 1999
- Beck- Gernsheim, Was kommt nach der Familie?, München 2000
- Beck/ Beck- Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a. M. 1990
- Di Fabio, Udo, Die Kultur der Freiheit, München 2005
- Gaschke, Susanne, Die Erziehungskatastrophe, Stuttgart/ München 2001
- Hettlage, Robert, Familienreport, München 1998
- Lievegoed, Bernard, Lebenskrisen, Lebenschancen, München 1983
- Marneffe, de Daphne, Die Lust, Mutter zu sein, München 2007
- Pohl, Gabriele, Kindheit - aufs Spiel gesetzt, Berlin 2006
- Roudinesco, Elisabeth, Die Familie ist tot - es lebe die Familie, Stuttgart 2008
- Schneider, Johannes W. , Vom Sinn und Wert der Lebenskrisen, Dornach, 1998
- Textor, Martin (Hrsg.) Kindergartenpädagogik online- Handbuch, 1990 Nr.7-8
- Wagner, Wolf, Familienkultur, Hamburg 2003
- Zoja, Luigi, Das Verschwinden der Väter, Düsseldorf/ Zürich 2002